

Briefe der Kameraden.

Brief Dr. Aldingers.

An Bord des Taquary, 15. Mai 01.

(Im Anblick der Kapverdischen Inseln.)

Die Brasilienfahrt.

Als wir am Morgen des 12. Mai (Sonntag) an Deck kamen, bot sich ein herrlicher Anblick. Tenerifa lag vor uns im Glanz des Morgenlichts. In Form und Massen, in Zacken, Ecken, Köpfen, Gipfeln, dem Hochgebirge gleichend, das jenseits der Baumgrenze bis in die Wolken ragte, so erhoben sich die Felsen, nur mit spärlichem Grün bedeckt, uns zur Rechten tiefer Schatten. In den Schluchten und Schrunten steigerte die Plastik des Anblicks. In den kühnsten Formen zeichneten sich die Gipfel in Zacken und Hörner, wie ein in der Erregung erstarrtes Felsenmeer, am Himmel ab. Vor uns flachten sich die steilen Höhen ab zu sanfterer Neigung. Am Rand derselben liegt Santa Cruz de Tenerifa, die Hauptstadt der Insel. Hinter diesen Höhen vor uns und zur Linken schaute der berühmte Pic in weißer Schneehalskrause hervor.

Als der Anker niedergegangen war, wurde unser Schiff schon umschwärmt von Booten, welche Händler mit Orangen, Citronen, Bananen, Tabak und allerlei Kleinram an Bord brachten; andere wollten Fahrgäste übersetzen. Nach längerem Handel einig geworden (2 M. pro Person) fuhren wir an Land. Das Städtchen trägt denselben Charakter in seiner Bauart an sich, den ich schon bei Lissabon als für eine südliche Stadt charakteristisch beschrieben habe. Wir kamen aber an, als man zur Kirche (einfacher Barockbau) ging und nahmen die Parade über eine Compagnie spanischer Artilleristen ab, die keinen schlechten Eindruck machten. Die Uniform der Officiere ist nach Schnitt und Umschlägen zu theatrmäßig. Eine Zierde der Stadt ist ein kleiner, sehr wohlgepflegter Park hinter der Kirche, mit gewaltigen, prächtigen Lorbeerbäumen, die mit ihrem dunkelgrünen Laub gegenüber den weißen und gelblichen Häusern einen stark wirkenden Contrast abgeben und wohlthuenden Schatten spenden.

Das Haus des Präfecten am Constitutionsplatz zeigt einen schönen, bepflanzten Innenhof, wie er mehr oder weniger entwickelt bei allen größeren Häusern wiederkehrt, im ersten Stock von einer umlaufenden Holzaltane umgeben, die an den Umgang in einer deutschen Ritterburg erinnert. Eine hübsche Brunnenscene ließ mich bedauern, daß ich den photographischen Apparat

nicht mitgenommen hatte. Schönblühende Brunnenanlagen, der Brunnen von Mädchen und Frauen umstanden, die in kleinen langen Fäßchen das Wasser holen. Der Aufenthalt war kurz bemessen. Jetzt strebten wir mit Macht der Markthalle zu, um uns genügend mit Früchten für die weitere Seefahrt zu versehen. Da gabs ein Handeln und ein Feilschen. Man bot gewöhnlich die Hälfte von dem Geforderten und einigte sich dann in der Mitte. Mit Feigen, Orangen, Bananen, Citronen schwer beladen verließen wir die Markthalle, in der unser Erscheinen keine geringe Erregung hervorgerufen hatte. Ich war so schlau, mir noch zwei Duzend Eier einzukaufen und rühre mir nun Mittags und Abends eins in die Suppe, was derselben namentlich Abends ganz gut thut. Ein Paar Flaschen Tenerifer Wein machten den Rucksack voll, der bei diesen Einkäufen recht gute Dienste gethan hat. Einige Anzeichen anderer, häßlicher Feilbietungen waren weniger erfreulich. Von der Ueberfahrt zum Dampfer wiederholte sich ein Manöver, das die Fuhrleute gern anwenden. Sie verlangen die Bezahlung bei Verlassen des Landes, um dann das Anlegen am Dampfer von einem weiteren Aufschlag abhängig zu machen. Mit einer gewaltigen Eindruck machenden, spanischen Philippica endete Mehger zu unseren Gunsten die Scene.

Unser „Kasten“ (die Bezeichnung der Seeleute für ein Dampfschiff) hatte unterdessen Kohlen eingenommen und der unleidliche Kohlenstaub hatte Alles bedeckt. Das ganze Schiff wurde dann abgespritzt, da man ja mit dem Wasser nicht sparen muß. Als wieder Ruhe und Reinlichkeit hergestellt war und wir den Hafen längstens verlassen hatten, da erst zeigte sich der Pic in seiner wahren Größe. Mächtig traten die kleineren Höhen zurück; alle Linien flossen und ließen zusammen zur Bildung der einen gewaltigen Pyramide des Pic, der in dieser Gestalt bis auf 100 Seemeilen sichtbar ist. Die Unruhe am Vormittag hatte eine Andacht unmöglich gemacht. Als ich aber auf dem Achterdeck liegend mit Blicken und Gedanken das schöne Schauspiel genossen hatte, da versammelte ich die Schiffsgemeinde und hielt ihr eine „Tenerifa-Predigt“. Eingeschlossen von den nächstliegenden Höhen und Bergen sahen wir weder im Hafen, geschweige denn im Gewinkel der Straßen der Stadt die beherrschende Größe des Pic. Erst auf der hohen See gewinnen wir den rechten Standpunkt zur Abmessung des Kleinen und Großen. So sind wir im Leben des Alltags oft eingeschlossen in die Schluchten und Berge der Sorgen, ins Gewinkel kleinlicher Empfindungen, ins Gemäuer von Mergerlichkeiten und Verdrießlichkeiten, in die Stidluft unlauterer Leidenschaft, in dem Druck von Schuld und Sünde. Wer fährt uns heraus ins Freie und Weite, ins Lichte und Reine. Ich weiß nur einen, der uns auf die hohe See ewiger Gedanken und Empfindungen herausfährt, es ist kein Dichter, Staatsmann oder Philosoph neuer oder alter Zeit — es ist Jesus Christus, gestern, heut und in Ewigkeit. Wer in der Enge haften bleiben

will, wer den über alle unser Dgun sich legenden Kohlenstaub der Selbstsucht und Sünde nicht drückend empfindet, wer keinen Hunger und Durst nach dem Großen, Reinen und Ewigen hat, der hat kein Auge für die Hoheit und Gestalt der Größe Jesu. Wir müssen herausfahren auf die hohe See der Gedanken Gottes, da verschwinden die menschlichen Größen und beherrschend, als unser Herr, steht nur noch einer vor uns — Jesus. Wer seiner Führung sich anvertraut, dem werden die Augen geöffnet für Menschenschicksal und =Leben. Mögen die Linien, in der Nähe besehen, noch so verworren durcheinander laufen, im Lichte der Ewigkeit gewinnen sie die Richtung nach einem Ziel und Zweck. Wir schauen in der Menschheitsgeschichte die gewaltige Linienführung zum Aufbau des Reiches Gottes, wir erleben im Einzeldasein den Segen des Worts, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. — Zu Anfang sangen wir „Hearre meine Seele“ —; zum Schlusse: „Ich bete an die Macht der Liebe —.“

Bisher hatten wir immer ziemlich kühle Temperatur. Seit Tenerifa macht sich die Wärme mehr und mehr bemerklich, fängt auch schon an, den Leuten auf die Nerven zu sitzen. Gestern war „kritischer Tag erster Ordnung“. Wir hatten die Sonne am Mittag in Scheitelhöhe (im Zenith) und sehen sie von nun an nicht mehr südlich, sondern nördlich. Diese astronomische Thatsache schien mir doch die Lehre der alten Magier und Astrologen vom Einfluß der Gestirne auf den Menschen zu bestätigen. Was sich unterdessen an allerlei Malicen angesammelt hatte, kam zum Ausbruch. Zur Vorbringung verschiedener Beschwerden und ihre Beredung mit dem Capitän war ich gern erbötig, da ich meist beiden Rundgängen mit dem Capitän und dem Schiffsarzt eine größere und kleinere Unterredung habe. Die vorgebrachten Dinge ließen sich auch leicht regeln, da Capitän, Arzt, Offiziere, Beamte des Schiffs den besten Willen haben, den Passagieren den Aufenthalt an Bord gesund und angenehm einzurichten. Unsere beiden Stewarts (Schiffsfellner), zwei junge Menschen, die zur Abwechslung ihres Lebenslaufs (Barbiere) etwas auf See gegangen sind, haben von den Anforderungen der Ordnung und Reinlichkeit in den verschiedenen Räumen, der Sauberkeit bei Eß- und Trinkgeschirren (Suppen- und Fleischschüsseln, Thee- und Kaffeekannen) eine sehr geringe Ahnung und waren gegenüber Klagen und Mahnungen der Reisenden sehr wenig empfänglich. Ihnen wurde einmal ordentlich vorgelegt und dann fingen sie auch das Fegen an. Daß die Abendsuppe nicht immer nur die verdünnte Auflage der Mittagssuppe sein soll, wurde ebenfalls zugesagt, und daß die Ausgabe von Heringen von Zeit zu Zeit mehr Abwechslung in den Abendspeisegettel bringen solle. Bedauerlich ist, daß die Verwaltung in Hamburg zum Theil erfrorene Kartoffeln eingekauft hat. Eine sorgfältige Auswahl wird uns vor dem vorzeitigen Genuß süßer Kartoffeln bewahren. Seit der Abfahrt von Tenerifa wird das

Trinkwasser nach altem Schiffsbrauch aus einem Faß mit einem kleinen $\frac{1}{4}$ L. haltenden Gefäß an einer Schnur hervorgeholt. Sieht man sich die verschiedenen Hände an, die mit dieser Schnur, die wieder ins Wasser getaucht wird, hantiren, so sieht das weder sehr appetitlich noch sehr sanitär aus. Nur ist schwer ein Weg zu finden, bei dem die Wasserausgabe sparsam vor sich geht, das Wasser sich frisch erhält, und jederzeit zu Gebot steht. Im Allgemeinen, wenn der Mensch so „bacillenfällig“ wäre, wie man oft thut, dann würde nach längerer Zwischendecksfahrt Alle als „bacillenvoll“ an Land gehen. Bis jetzt hat es nicht den Anschein, obgleich wir z. B. einige offensichtlich Tuberkulöse an Bord haben und von Zeit zu Zeit die Schreckensnachricht umläuft, daß bei den Russen Läuse oder Krätze constatirt seien. Die Aufstellung von Spucknapfen ist immerhin ein weiterer Fortschritt. Schließlich machte ich noch einen Anschlag, in dem in mehreren Punkten um Einhaltung größter Reinlichkeit und Sauberkeit gebeten wurde, z. B. daß die Abfälle von Brot, Früchten nicht einfach auf den Boden geworfen werden, und daß jeder sorgt, daß er Waschräume und andere Orte wieder sauber verläßt. Der Anschlag war zwar von irgend einem dummen Bengel heute Morgen wieder abgerissen, aber die Bekanntmachung ist doch gelesen worden und hat bis jetzt gewirkt.

Schwieriger zu regeln waren Familienstreitigkeiten. Sie hatten ihre Wurzel schon darin, daß diejenigen Familien, welche Einzelcabinette erhalten hatten, von den andern, die in 2 größeren Familienräumen zusammen sind, beneidet wurden. Die Platzvertheilung hatte gleich bei der Einschiffung stürmische Scenen hervorgerufen, namentlich die Transvaal-Familien, die auf dem englischen Dampfer als „Gefangene“ Einzelcabinen gehabt hatten, waren von der Einrichtung an Bord des „Taquary“ nicht gerade erbaut. Gewisse Spannungen blieben zurück. Wenn dann die Kinder in Zwist kommen, oder ein Theil irgend eine Rücksicht verlangt, so ist der Streit da. Glücklicherweise sind diese Fälle in der Minderzahl. Die Mehrzahl besteht die „Probe auf Verträglichkeit“ ganz gut; am besten die Russen. Obgleich sie in ihrem Verschlag sehr eng zusammengesteckt sind, habe ich noch nie etwas von Streit oder Unfrieden unter ihnen bemerkt; auch ihre Kinder haben eine nette, ruhige Art. Die Leute führen ihre Bibel zu oberst im Reisegepäck.

In Lissabon kam eine Portugiesenfamilie an Bord mit vier Kindern. Der gute Eindruck, den sie von Anfang an machte, hat bisher angehalten. Mit dem Mann treibe ich portugiesisch zusammen.

Mit großem Genuß und innerlicher Erhebung lese ich Harnacks Wesen des Christenthums. Das ist ein wohlthuendes Buch in seiner feinen Abgewogenheit des Urtheils, und der zu Grunde liegenden christlichen Erfahrung eines reifen Geistes, ein Buch, das in seiner Kürze und Prägnanz ein wahrer Wegleiter sein kann

und Dogmatik und Ethik, Kirchen- und Dogmengeschichte in ihren wesentlichen Resultaten zusammenfaßt. Eine Stelle hat mir heute vor Allem wohl gethan, p. 76: „Arbeit und Fortschritt der Kultur sind gewiß werthvolle Dinge, in denen wir uns strebend bemühen sollen. Aber das höchste Ideal liegt nicht in ihnen beschlossen; sie vermögen die Seele nicht mit wirklicher Befriedigung zu erfüllen. Wohl schafft die Arbeit Lust, aber dies ist doch nur die eine Seite der Sache; ich habe immer gefunden, daß über die Lust, welche die Arbeit gewährt, diejenigen lauter sprechen, die sich selbst nicht all zu viel anstrengen, während die bei ihrem Preise Umstände machen, die in ununterbrochener heißer Arbeit stehen. In der That, es läuft da sehr viel leeres Gerede und Heuchelei mitunter. Dreiviertel der Arbeit und mehr ist nichts als stumpf machende Mühe, und wer wirklich hart arbeitet, fühlt den sehnsüchtigen Ausblick des Dichters auf den Abend nach: „Das Haupt, die Füß' und Hände, sind froh, daß nun zu Ende, die Arbeit kommen sei.“ Aber auch die Ergebnisse! Wenn man fertig ist, möchte man jede Arbeit noch einmal machen und Stückwerk fällt schwer auf die Seele und das Gewissen. Nein, wir leben nicht so viel als wir arbeiten, sondern so viel als wir uns der Liebe anderer erfreuen und selbst Liebe üben. Und so hat Faust Recht: „Arbeit, die nichts als Arbeit ist, wird zum Ekel.“ „Man sehnt sich nach den Bächen, auch nach des Lebens Quelle hin.“ —

In der That! In der That, wenn ich mir das Schiffspersonal, die Heizer, Matrosen, Köche, auch die Maschinisten und Offiziere betrachte, muß ich sagen, es wären arme, bedauernswerthe Menschen, wenn sie ihr Ein und Alles in der Arbeit und in den Tangel-Tangels in den Hafenstädten finden sollten.

Harnack fährt p. 77 fort: „Arbeit ist ein schätzenswerthes Ventil, welches wir brauchen gegenüber größeren Nöthen; aber sie ist an sich kein absolutes Gut und wir können sie nicht mit unsern Idealen zusammenstellen. Ähnliches gilt von dem Kulturfortschritt. Gewiß, er ist zu begrüßen. Aber was heute ein Fortschritt ist, dessen wir uns freuen, wird morgen etwas Mechanisches, das uns kalt läßt. Der tiefer fühlende Mensch nimmt dankbar entgegen, was ihm die fortschreitende Entwicklung der Dinge bringt; aber er weiß auch, daß seine innere Situation, die Fragen, die ihn bewegen und die Grundverhältnisse, in denen er steht, nicht wesentlich, ja kaum unwesentlich durch das Alles geändert wird. Es scheint nur immer einen Augenblick so, als käme etwas Neues und man sei wirklich entlastet. Meine Herren! Wenn man älter geworden ist, und tiefer ins Leben sieht, findet man sich, wenn man überhaupt eine innere Welt besitzt, durch den äußeren Gang, den Kulturfortschritt, nicht gefördert. Man findet sich vielmehr an der alten Stelle und muß die Kräfte aufsuchen, die auch die Vorfahren aufgesucht haben. Man muß sich heimlich

machen in dem Reiche Gottes, in dem Reiche des Ewigen und der Liebe, und man versteht es, daß Jesus Christus nur von diesem Reiche zeugen und sprechen wollte und dankt es ihm.“

Wir leben an Bord so recht in der Zeit des Dampfes und der Elektrizität. Rastlos arbeitet die Schiffsmaschine Tag und Nacht, ununterbrochen geht der Dienst der Mannschaft und Offiziere weiter, unaufhörlich durchschneidet der Kiel in ruhigster Fahrt die blaue Fluth. Länder, Städte und Inseln tauchen vor unseren Augen empor, in grotesken Formen, in fremdartiger Pracht, mit südlichem Pflanzenwuchs und mit anderssprechenden Menschen, verschwinden wieder. Höher hebt sich die Sonne an unserem Himmel, neue Sternbilder steigen am nächtlichen Himmelsbogen auf, das Kreuz des Südens wird sichtbar. Aber die Grundverhältnisse von Mensch und Mensch, von Eltern und Kindern, von Mann und Frau, von Freunden, Nachbarn, Kameraden, von Vorgesetzten und Untergebenen, von Vertretern der verschiedenen Stände, von Reisegenossen zu einander, von Jung und Alt, sie bleiben dieselben, sie werden nur geändert, geädelt und geheiligt durch die Kräfte, die uns aus dem Worte Gottes, von Jesu Christo zufließen. Wessen Wandel im Himmel ist, der erhebt sich das Räumliche und Zeitliche der Erde, über Jammer und Noth des Vergänglichen, über Haß und Neid des Natürlichen.

Dies ist heute, an Himmelfahrt, mein stiller Himmelfahrtsgedanke. Um nicht den Eindruck des Nöthigens oder Ueberfütters-Wollens zu machen, versammle ich die Schiffsgemeinde heute nicht. Wer nach einer Andacht fragt, für den habe ich eine Raumann'sche Betrachtung bereit gelegt. Bei der Zusammensetzung unserer Passagiere haben wir eine ganze Anzahl, die nach herkömmlicher Rechnung zu den Gebildeten gezählt werden können. Bei ihnen zeigt sich die bekannte, leidige Erscheinung. Mit einigen sogenannten modernen, dem Ursprung nach Schopenhauer'schen, Nieke'schen oder materialistischen Ideen halten sie das Christenthum für überwunden. Einige pietätvolle, fromme, an die Eltern oder einen rechten Seelsorger sich knüpfende Erinnerungen lassen das Verhältniß zum Christenthum nicht abreißen und die conventionelle Gebundenheit wird diese Leute auch veranlassen, den kirchlichen Segen bei ihren Familiensfesten nicht auszuschließen und an christlicher Familiensitte mehr oder weniger streng festzuhalten. In diese Klasse gehören der „Reisende“, der „Photograph“, der „Telegraphist“, verschiedene der Transvaal-Deutschen, die von Haus aus Kaufleute oder besser gelernte Professionisten, Mechaniker oder dergl. sind. Aber von einem wirklich lebendigen, innerlichen Verhältniß zum Christenthum, von einem Verständniß und seelischer Beschäftigung mit der Person Jesu merkt man in diesen Kreisen, wo die schon charakterisirte Reflexion und Kritik eingesetzt hat, wenig. Unter den andern, sich einfacher gebenden Kreisen scheiden sich zwei Arten: die Einen halten an einem, im Allgemeinen traditionellen, aber auf die Lebensführung sichtbar einwirkenden Christenthum

fest (so ein biederer älteres Ehepaar, aus der Altmark, nach Rio Grande zu einem Sohne ziehend, das jeden Morgen seine Andacht liest), die Andern, namentlich die Mehrzahl der Ledigen, die schon bewegte Lebensläufe hinter sich haben, verrathen zunächst wenigstens, höchst geringe Anzeichen davon, daß sie eine innere, bessere Welt hinter Arbeit und Vergnügen kennen. Indessen, wenn man nach den ersten Tagen bald die Empfindung hat, daß man seine Umgebung nach ihrem allgemeinen und christlichen Geistesniveau kenne, so zeigt sich doch, wenn man Einzelnen erst etwas nachgeht, doch eine große Vielseitigkeit der Art, der Charaktere, und oft eine erfreuliche Kernhaftigkeit, Empfänglichkeit und Tiefe, wo man sie zuerst nicht vermutet hätte. Wiederum haben sich Leute, Professionisten oder Arbeiter, dadurch, daß sie mit offenen Augen weit in der Welt herumkamen, eine Kenntniz- und Urtheilskraft erworben, die nicht gering anzuschlagen sind, nur daß welche darunter sind, die sich schließlich zu Allerweltsbummlern entwickeln, nirgends recht zu Hause sind, und was sie verdienen, wieder verbrauchen.

Ein bezeichnendes Gespräch hatte ich am Himmelfahrtsfest. Ich lag auf Hinter(achter)deck im Schatten eines der dort aufgehängten Rettungsboote. Es ist das ein bevorzugter Platz für die Nachmittagsiesta. Neben mir lag der „Brettener Landsmann“ (aus der Nähe von Bretten gebürtig), der Küchenmaat(=gehülfe), ein heiterer, zu Späßen jederzeit aufgelegter Mensch, der Anfangs zu Ziehharmonika Ernstes und Heiteres, Gassenhauer und Schnada= hüpf! Abends zur allgemeinen Unterhaltung preis gegeben hatte.

Heute war er ernst aufgelegt und fing von Himmelfahrt an. „Man solle ihm als vernünftigen Menschen doch nicht zumuten, zu glauben, daß Christus in den Himmel gefahren sei, von den Wolken aufgehoben.“ Ich empfand so recht den Unterschied der Situationen, zwischen dem, womit einst frommer jüdisch-christlicher Glaube den Herrn verherrlicht hat, und dem, was in der Realistik unseres modernen Lebens von Christus gepredigt werden muß. Das ist nicht der Christus des Dogmas und der Wunder, sondern Jesus von Nazareth mit seiner Freudenbotschaft, mit seinem Evangelium vom Reiche Gottes, von Gott dem Vater, der Gotteskindschaft, vom unendlichen Wert der Menschenseele und der damit gegebenen furchtbar ernstesten Verantwortung für die eigene Seele und die des Nächsten, von der besseren Gerechtigkeit und der Liebe. Weist man dann noch hin auf den Werdegang der christlichen Gedanken, ihre je nach den Zeiten verschiedener Fassung, läßt man neben innerlicher Gebundenheit in das Evangelium selbst die Freiheit durchblicken in Behandlung der jeweiligen kirchengeschichtlichen und dogmatischen Formen, giebt man die Vertrautheit mit allen Problemen und Einwürfen und das Gefühl der Sicherheit ihnen gegenüber zu verstehen, so merken jene Geister, die über das altväterische Christentum hinaus zu sein glaubten, daß im Evangelium immer noch die weltüberwindende, beseligende Kraft liegt

wie ehemals. Es ist doch geradezu albern und für evangelische Theologen beschämend, wenn so wenig christliches und religionsgeschichtliches Verständnis gerade unter den aufgeweckten Köpfen unserer weiten Volkskreise vorhanden ist, daß sich Laueheit und Kälte gegen Jesus hinter Geschichten wie die von der Himmelfahrt des Elia und dergl. verschanzt. Auch der Küchenmaat des Taquary verstand, erkannte und empfand, daß das Evangelium die frische Seelust und die reellen Verhältnisse unseres heutigen Lebens nicht zu scheuen braucht, ja noch immer die einzig wahre Heilsbotschaft ist.

Die folgenden Tage brachten bewegte See. Wir näherten uns dem Äquator. Am Sonntag glaubte ich schon eine neue Auflage der Seekrankheit zu erleben. Es ging aber auch gut vorbei. Daß wir 4 Schafe, einen Stall voll Hühner und 4 Schweine mit an Bord haben, ist eine wenig erfreuliche Zugabe, da der aus den Menagerie-Käfigen sich verbreitende Geruch mir von Tag zu Tag lästiger und widerlicher wird. Ich habe mit meinen Tischgenossen die Schafseite auf Deck gewählt, aber nächstdem habe ich den Geruch hier so satt, daß ich zu den Schweinen übergehe. Auf Vorderdeck sind 2 in Lissabon an Bord gekommene Ochsen untergebracht, von denen einer unlängst geschlachtet wurde. Bei uns sind ein Lämmchen und ein Truthahn mit Tod abgegangen; wir übrigen sind sonst leidlich wohl.

Gewaltige Regenböen verkündeten die fortschreitende Annäherung an den Äquator. Sonntag Nachmittag um halb 5 Uhr (nach eurer Zeit ca. 7 Uhr) verkündeten Böllerschüsse das Ueber-schreiten der Linie. Ich war gerade als „Schmierendirektor“ beschäftigt, eine entsprechende Umwandlung des letzten Fastnachtsstücks unter dem Titel „Garibaldis Heldenthaten in 3 Weltteilen“ auf Verdeck einzuüben, als der erste Böllerschuß erdröhnte und ein Kübel Salzwasser über unsere Köpfe sich entleerte. Das Zeichen zu einer recht tüchtigen Gießerei von den Matrosen und den schon früher Getauften war damit gegeben, die nicht eher zu Ende kam, als bis alle auf Fudelnässe mit dem Wasser der südlichen Halbkugel getauft waren. Wenn der eine oder andere es sich nicht recht gefallen lassen wollte, so wurde er erst recht mitgenommen. Nur als einer der Russen mit dem Stock zuschlug und ein anderer nach seinem alten Säbel griff, da wäre beinahe die Morgenpredigt des Herrn Pfarrers, der in der 1. Kajüte mit nach Rio Grande de Sul fuhr, und die sonntägliche Andacht gehalten hatte, es wäre, sage ich, die Predigt über die „Verträglichkeit“ beinahe ganz vergessen gewesen und ein blühender Kravall schien im Anzug, gegen den bei der Sachlage selbst Wassergüsse nichts mehr geholfen hätten. Doch gelang es, ihn zu beschwichtigen. Unsere Tafelrunde leistete sich zur Feier ein Fäßchen Pschorrbräu (Liter 1 Mt!) und bald klangen fröhliche deutsche Lieder über den Ozean.

Die Mehrzahl der lieben Reisegenossen steht allmählich sehr

stark unter dem Eindruck der Eintönigkeit unseres Lebens. Unser Speisezetteln vermag diesen Eindruck nicht zu bannen, da er selbst zu sehr daran mitbeteiligt ist. Erbsen und weiße Bohnensuppe, Reis und Graupen, je mit Salzfleisch oder Ochsenfleisch und Kartoffeln wechseln im Kreislauf. Sonntags giebt's Sauerkraut, das ich mit wirklichem Appetit verzehre. Unsere Hauptleckerbissen bilden gegenwärtig „Bratkartoffeln.“ Die übrigen Pellkartoffeln, die Mittags auftreten, werden von uns geschält und geschnitten, das übrig bleibende fette Fleisch dazu gethan und nachher Alles in der Küche fertig gemacht. Als wir uns zum ersten Mal mit großem Genuß daran erlabten, summten mir doch die Verse durch den Kopf: „Wenn das meine Mutter wüßte, wie mirs in der Fremde geht,“ daß einfache Bratkartoffeln das beste Stück unserer Tafel bilden. Im übrigen wird das Tafeln immer schwieriger. Eine unserer Bänke ist zusammengebrochen und verschwunden; Becher, Teller, Gabeln, Messer, Löffel verirren sich in fremde Hände, sobald man sie aus der eigenen giebt. Dr. Fir von Hlinstein (der 20semestrige Corpsier) durch seine Bequemlichkeit berüchtigt geworden, ist schon längst nur aus gepumptem Tafelgeschirr; der treffliche engere Landsmann und Schwabe Geißler, der sich mit dem Zeltwipfelhängematten-Mann zusammengethan hat und die vegetarische Kolonie: „Palmenwipfelhof“ gründen will, vergift natürlich über vegetarischen und übermenschlichen Philosophien irgend ein Stück seiner Ausrüstung und hat das Nachsehen. Er bewahrt aber trotzdem eine stoische Ruhe und einen melancholischen Humor.

Um noch für etwas Abwechslung im „Kasten“ zu sorgen, habe ich das letzte Fastnachtsstück umgewandelt. Der „Reisende“ von großer Mundfertigkeit und der „Transvaal-Deutsche Garibaldi“, den man gar nicht besser bezeichnen konnte, spielen die Hauptrolle, den vinho tinto (Rotwein) nicht zu vergessen. Es soll morgen losgehen. Eben höre ich, daß die Bordmenagerie um einen fliegenden Fisch sich vermehrt hat, der an Bord geflogen kam. Muß ihn mal besuchen.

Er hat die Größe eines Herings mit 2 Flugflossen. Wir haben ihn ausgenommen und mit Tabak ausgestopft.

Am Mittwoch Abend ging das Stück über die Bühne, die auf der Decke über dem Gepäckraum mit großem Tuch und Flaggen vom Schiffszimmermann rasch in gelungener Weise zurecht gerichtet worden war. Die südafrikanische Szene mit echten Transvaal-Deutschen in Originalausrüstung machte sich nicht übel; der brasilische Akt war sinngemäß mit Taquary-Unzulänglichkeiten ausgestattet. Da die Spieler meist ungeübt waren und eine Hauptprobe in Kostümen nicht möglich war, so haperte es natürlich da und dort, aber Unterhaltung bot das Ganze, zumal da der Kapitän den Spielern ein Fäßchen Bier stiftete und ich noch eines dazu spendierte. Leider kamen wir am nächsten Tage in das Nachspiel eines Sturms, der irgendwo ge-

tobt hatte und uns noch ziemlich viel Wind und hohen Seegang hinterließ, was im Befinden sich bald fühlbar machte. Schon seit einigen Tagen fahren wir der südamerikanischen Küste entlang, ohne noch etwas von ihr gesehen zu haben.

Morgen den 27. Mai. In ihrer ganzen Eigenart stellt sich nun die Serra do Mar vor unsern Augen dar, während wir uns Paranagua nähern. Ein ununterbrochener Gebirgszug, gezackt und gefägt, wie der Name besagt. Das Schiff hat wieder ruhigen Gang. Die Aussicht auf die nahe „Erlösung“ von der Mühsal unserer Schifffahrt hat die Geister wieder lebendiger gemacht. Als Erlösung empfindet man nachgerade das Verlassen des Schiffs. Man hat genug. Besonders die Kost hat man über. Gestern am Pfingstfest kam es auch zu einigen Ausritten. Nicht mit Unrecht. 4 Mal in der Woche zuvor hatte es Reissuppe, Mittags und Abends, gegeben. Die Pfingstwoche wurde wieder mit Reissuppe eröffnet. Von dem Schensfleisch war die Hälfte der Portionen Fett. Die Kartoffeln reichten nicht recht ganz. Als Gemüse gab es Pflaumen. Etwa 5 Stück pro Person. Von was soll der Mensch leben? Wenn er nicht satt ist, wird er ungemüthlich. Man sehnt sich wirklich, wieder einmal auf einem Tischtuch ein schmackhaft zubereitetes, reichliches Mahl zu genießen; von einem guten, saubern, frischen, federnden Bett gar nicht zu reden. Uebrigens ein Bettanzug, den ich mir angeschafft habe, hat mir sehr gute Dienste gethan; man ist gut und anständig damit angezogen. Viel Genierlichkeit giebt's freilich überhaupt nicht; man zieht sich um, aus und an, und denkt gar nicht daran, wer Alles vorbei geht. — O! muß ich die Frauen bewundern, die, selbst nicht immer wohl, noch für einen Haufen Kinder sorgen. Wir haben allein fünf Kinder unter einem Jahr an Bord. Er braucht doch viel Liebe, Mühe, Arbeit und Sorgfalt, bis der Mensch anständig groß gezogen ist, ja nur aus dem Größten heraus ist. — Am Pfingstfest habe ich wieder Gottesdienst gehalten, zu dem auch die Matrosen und das Dienstpersonal zahlreich kamen. Gern und freudig habe ich von der Macht des h. Geistes, des Geistes Jesu Christi gezeugt, sichtbar in der Geschichte der Christenheit und in jedem Christenleben. Solch Bekenntnis- und Zeugnißwort, nicht im Kirchenrock, sondern im hellen Anzug, im bunten Kragen abgelegt, wird williger und aufmerksamer aufgenommen als das von der Kanzel im Kirchenrock gesprochene Predigtwort. — Ich muß schließen. Wir fahren in den Hafen von Paranagua ein, vorbei an vorgelagerten Felseninseln und flachen Eilanden, auf denen wir Arafurien, Bananen, Orangen und kleine Häuschen dazwischen entdecken. In weitem Bogen umrahmt das kühn geformte, waldige Gebirge die Bucht. In den Matrosen des Lotsenboots erblicken wir die ersten Brasilier, fast bronzen in der Farbe.

Mit herzlichen Grüßen an Alle

Ihr ergebener

Alldinger.

Palmenhof=Hammonia, 23. Juni 1901.

Verehrter, lieber Herr Direktor!

Nach den früheren objektiven Reiseberichten, die ich meiner Mutter halber zuerst über Heutingsheim habe gehen lassen, folgt heute eine mehr subjektive Aussprache. Es ist mir heute Abend, als säße ich auf Ihrem Zimmer bei Ihnen und Frau Direktor und hätte zu erzählen, nicht bloß von den äußeren Erlebnissen, sondern von den darunter verborgenen Strebungen und Gedanken.

Die erste Woche des Kolonistenlebens ist zu Ende. Ich glaube fast, Ihre Frau Gemahlin fragen und die Befürchtung aussprechen zu hören, ob nicht doch eine Enttäuschung und Ernüchterung sich bei mir eingestellt habe und mehr und mehr Platz greife. Es wäre das nicht so unrecht gefragt und gemeint. War doch auch auf allen Gesichtern von Sao Francisco, Blumenau bis hierher die lächelnde Meinung abzulesen, daß wir bald wieder von Hansa zurückkommen werden. Gott sei Dank! sage ich aus ganzem, vollem, tiefem Herzen heraus. Bis jetzt haben wir nicht die mindeste Miene gezeigt und werden sie auch nicht zeigen, jenen Prophetenstimmen nachzugeben. Was mich anbelangt — den anderen kann ich ja schließlich nicht ins Herz sehen — so bin ich vom seitherigen Verlauf mehr befriedigt, als ich je erwartet hatte. Kein Wunder! Denn die Vorausberechnungen und die im voraus gemachten Vorstellungen waren richtig. Zunächst versichere ich eines, was für Sie hauptsächlich von Wert und Interesse ist: Die von Ihnen in Ihrer früheren Denkschrift über die Kolonialschule aufgestellte und seit der Eröffnung von Wilhelms- hof verwirklichte Erziehungs- und Ausbildungs- Methode ist für den jungen Deutschen, der hier Kolonist werden will, die völlig richtige. Mit Recht haben Sie auch immer betont, daß Sie aus den Kolonialschülern nicht bloß Pflanze, sondern auch führende Kolonisten machen wollten. Jede Kenntnis, jeder Handgriff, die an der Kolonialschule gelehrt werden, finden hier ihre Verwendung und ist man an deren Besitz froh. — Ferner, der Gedanke, in einem Kolonisations-Gebiet, wie es hier das Hanseatische darstellt, ein Zentrum zu haben, das geistige und wirtschaftliche Kräfte in sich vereinigt und für wirkliche oder uneigentliche Kolonialschüler einen Anhaltspunkt für kürzere oder längere Zeit bietet, erscheint mir auf Grund der bisherigen Erfahrung und Beobachtung als durchaus zutreffend. Wenn so gewissermaßen die Praxis auf die Theorie klappt, wenn die Gedanken der Kolonialschule und des Hauptvereins im Feuer der Erfahrungsprobe sich bewähren, so erwächst daraus ein Mut und eine Freude zum Weiterschreiten. Trotz der kurzen Zeit behaupte ich bereits, daß der Palmenhof-plan nur noch scheitern könnte wegen persönlicher Momente und nicht wegen falscher ideeller Begründung. Glücklicherweise hat

sich das Persönliche bisher immer gut gegeben, zumal jetzt, da wir den Haushalt neu begründet haben. Wir hausen für die nächsten Wochen im Einwanderer-Schuppen (ein Bild davon befindet sich, wenn ich mich recht erinnere, in dem Buch von Bernhard „Drei deutsche Musterkolonien“. Die Aufnahme ist von der Ostseite her gemacht, auf der andern fließt unmittelbar der Fluß); der Schuppen ist ein langes scheunenartiges Gebäude mit Einbauten für 24 Familien; alles von Holz; ohne Fenster, nur mit in der Mitte geteilter Thüre; die Einzelräume nach oben nicht mit besonderer Decke. Auf den beiden Längsseiten sind je einige kleinere Küchenschuppen errichtet. Mehger mit Frau bewohnt einen Einzelraum, ich mit den drei andern den daneben liegenden; der sich gegenüber befindliche Küchenschuppen dient zugleich als Wohn- und Schlafzimmer. Ueberall natürlich nur Lehmboden. Denn der Raum im Hauptschuppen ist durch die Britschen, Koffer und Kisten ziemlich vollgepfropft. So sitzen wir z. B. heute Abend in unserem Küchenschuppen, am selbstgeheiztem Tisch, auf selbstgemachten Bänken, bei angenehmer Temperatur (15° C.). Frau Mehger macht ihre Sache ganz ausgezeichnet; sie kocht die verschiedenen brasilianischen Gerichte vorzüglich, wie schwarze Bohnen, Farinha, Aipim, Bataten, Palmitenkohl und dergl. Wir leben völlig familiär, mit Verwendung der Wilhelmshofer Traditionen, mit Tischgebet und Andachten. Der innere Frieden der „Gesährtschaft“ ist noch nicht wesentlich gestört worden. Außer uns leben noch 4 Familien im Schuppen und der Hausvater, der zugleich Wirtschaft hält. — Ueber die Auswahl der Kolonien habe ich schon geschrieben. Ich nahm 4 dem Stadtplatz unmittelbar gegenüberliegende Kolonien; auf zwei davon hat ein Kolonist schon Roça geschlagen und Taja, Aipim, Kannah, Gramma und Kaffee nebst kleiner Hütte angelegt. Wir fahren also zur Arbeit, da die Hütte drüben zu klein ist, im Baumstamm-lanoe immer über den Fluß, in Breite der Werra; er ist mit vielen Felsen durchsetzt und darum auf- und abwärts immer nur auf kleinen Strecken fahrbar. Die Auswahl war nicht leicht; die Lage der Kolonien unmittelbar gegenüber dem Stadtplatz und ihre günstige geographische Lage (sanfte Berghöhe zur Sonnenseite) gaben bei mir den Ausschlag. Der Boden des ebenen Landes ist ziemlich sandig, was für die Kultur der Knollengewächse und Weide günstig ist. Der Hauptplatz des ganzen Hercilio-Gebiets soll später am Rio dos Índios mehrere Meilen oberhalb, auf vorzüglichstem Boden, angelegt werden, dort errichten wir dann wieder eine Filiale. Für die vielerlei Knollen- und Wurzelgewächse, für Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr und Reis — letztere beiden die Bäche entlang — glaube ich sehr geeigneten Boden zu haben. Die Auswahl und Beurteilung der Kolonien hing natürlich im Wesentlichen an mir. Ich nahm zusammen, was ich von landwirtschaftlichen und geologischen Kenntnissen besaß, und lernte noch die Beurteilung nach dem hiesigen Pflanzenwuchs hinzu.

Meine Abschätzung war übrigens ganz richtig. Von Sand-, Lehm- und Thonböden muß man eine Ahnung haben, ebenso von den Grundgesteinen — hier überall in der Farbe oft wechselnder Granit — und von Alluvial- und Verwitterungsböden. Daß in diesen Granitböden kein Kalk vorhanden ist, davon braucht man sich kaum durch Salzsäure noch zu überzeugen. Daß ein Bach oder Nebenfluß, der aus einem rückwärtigen, höheren Gebirge abfließt, ein größeres Alluvialgebiet hat als einer, der nur aus niedrigen Vorhöhen kommt, ist für den, der sich die Orographie eines Gebiets überschaut, bald vor Augen liegend. Als Probe für solche Abschätzungen konnte dann die Flora dienen. Freilich braucht man hierbei spezielle Pflanzengeographie. Mit der allgemeinen Kenntnis, daß Kakteen trockene steinige Gebiete, Mangroven feuchte, salzige anzeigen, ist hier nichts geschafft. Durch eigene sorgfältige Vergleichung verschiedener Gebiete und durch Befragen alter Kolonisten habe ich mich bald ausgekannt, wenn ich auch die Namen der Bäume, Sträucher und Pflanzen nicht alle wußte. Dichter Wald zeigt guten Boden an. Was ist aber dichter Wald? auf der Höhe oder in der Niederung? Wilde Bananen und Bambusrohre sind gute Zeichen, meist in der Niederung oder in Bachläufen. Gewaltige Bäume, wie z. B. die Fiqueren, führen leicht irre, da diese auch auf schlechtem Boden gedeihen.

Die Besiedelung im Hercilio-Gebiet ist jetzt folgende: (vergl. die Karte von St. Katharina oder das kleine Kärtchen, das der Flugschrift der Hanseatischen beigegeben ist, übrigens noch ziemlich ungenau). Hinter Liquidaban (Meiße- oder Bugrebad bei der Subida) verläßt die Straße das Itajahy-Thal (bedauerlicher Weise!) und führt über die Serra do Mar (Wasserscheide ca. 450 Meter) durch das Taquares-Thal nach Hammonia, bei dem der Hercilio übrigens nicht den starken Bogen macht, wie er in der Karte steht. Das Taquares-Thälchen und flussaufwärts von Hammonia sind Kolonien vermessen, namentlich rechtsseitig, wo zuerst der Rio Sellin, dann der Rio Rafael (=Verein!) einmündet. Etwas oberhalb vom Rafael sitzt der letzte Kolonist. Das Sellin-Thal und Rafael-Thal werden jetzt vermessen und besetzt. Es sind jetzt 120 Seelen im diesseitigen Gebiet, alle gespannt, was aus Palmenhof werden soll. Späterhin soll denn auf der rechten Seite weiter vermessen werden, wo der Rio dos Indios, von der Serra do Mirados kommend, der Hauptzufluß ist. Unter uns flussabwärts ist das Land noch nicht vermessen. Das der Hanseatischen gehörige Gebiet hat seine Grenze am Itajahy-Fluss, der etwa 6 Klm. unterhalb Hammonia mit dem Itajahy do Norte oder Hercilio zusammenfließt. Die Wasserscheide zwischen Fluss und Hercilio bildet die Grenze für Hansa. Von uns bis zum Zusammenfluß der beiden Arme des Itajahy ist das der Gesellschaft gehörige Land noch frei und giebt weiterer Ausdehnung Raum. Nur flussabwärts stoßen wir an einen Nachbar, einen alten Kolonisten, der mit seinen Söhnen 6 oder 7 Kolonien genommen hat. Die geographische

Lage bringt es mit sich, daß Palmenhof eine etwas isolierte und doch wieder eine unmittelbar ans Zentrum anstoßende Lage hat, also für das ideelle Moment sehr günstig gelegen. Uebrigens auch wirtschaftlich nicht übel. Wenn Hammonia sich entwickelt, so sind die schönsten Bauplätze auf meiner Seite. Zu dem am Eingang ins Hercilio-Gebiet, an dem Hauptweg nach Blumenau ist auch der Platz für landwirtschaftliche Stationen nicht schlecht. Sobald wir genügend Weide haben, muß musterhafte Viehzucht, womöglich mit europäischen Zuchtbullen (durch die Gesellschaft) eingerichtet werden. Da kann man Pläne schmieden, wenn man so frei aus dem Nichts herauschaffen kann, d. h. der Urwald ist kein Nichts. Morgen geht's wieder dran! Das ist eine Arbeit! Erst geht's mit dem Jacão (Waldmesser) und der Foce, einer Sichel an langem Stiel, los und wird das Gestrüpp und kleine Unterholz niedergelegt. Denn je nach Verwendung des Holzes haut man die Stämme zuletzt, die man gerne geschickt oben liegen haben will. Die zierlichen schlanken Palmiten zu schlagen, that mir anfangs weh. Ich lasse wenigstens eine Palmiten-Allee auf der Stirnseite des Berges stehen. Ganz dicke Stämme sägen wir. Wenn dann so ein Baumriese mit Gefrach niedergeht, so empfinde ich es mit Stolz und Wehmut, ins Leben des Urwaldes solche Lücken zu schlagen. Leider war der Vorgänger ein großer Barbar. Gerade am Ufer standen 2 Palmen und eine gewaltige Figueira. Es muß eine herrliche Baumgruppe gewesen sein. Der Unmensch hat sie niedergelegt, weil er nicht wollte, daß sie ihm der Sturm eines Tages auf den Kopf warf. Ich hätte sie gern stehen lassen, da wir etwas höher bauen werden. Morgen räumen wir in der alten Roga! Das muß ein Johannisfeuer geben. Die Lage ist herrlich! Der Fluß, der Wald, die Berge, die mächtige Bastion, in welche die Serra do Micado ausläuft, Morgens in Lila, Abends im Purpurschein leuchtend, dabei der Mensch selbst auf sich gestellt, frei, auf das eigene Wollen und Können angewiesen — doch es ist spät genug! Seien Sie mit gnädiger Frau, Kindern und ganz Wilhelmshof herzlich gegrüßt von Ihrem ergebenen

Alldinger.

Hammonia, 21. Juli 1901.

Verehrter Herr Direktor!

Ihre Karte vom Pfingstfest und die vom Stiftungsfest habe ich in einer Karte an Hunsinger als angekommen schon gemeldet. Sie kam als erste Post im Urwald und hat mich mit den andern Briefen sehr gefreut. Es ist ein eigenartiges Frohgefühl, draußen die Grüße aus der Heimat, zumal die ersten, zu empfangen. Unterdessen wird mein direkt an Sie gerichteter Brief vom 3. Juli, wenn ich nicht irre, angekommen sein. Heute eine kleine Fortsetzung dazu, die bis Semesterschluß drüben angelangt sein dürfte.

Wir haben unterdessen tüchtig gearbeitet, vor allem Wald geschlagen; in dieser Woche machen wir die neue Roga fertig; die vom Vorgänger übernommene gebrannte ist so ziemlich geräumt und kann neu angepflanzt werden; dessen Anpflanzungen sind leider zum größten Teil zu spät erfolgt und gewähren jetzt kaum eine Ernte, bieten aber zubereitetes neues Pflanzland; teilweise kann man auch die Kulturen überstehen lassen. Da wir eine schöne Grammarweide haben, so habe ich eine Kuh gekauft, um 100 Milr., schönes Stück Vieh, Holländer Rasse, nur dürfte der Milchertrag gegenwärtig besser sein; sie war beim vorigen Besitzer stark vernachlässigt worden. Mein Molker Werner brennt schon darauf, in seine eigentliche Berufsthätigkeit eintreten zu können und durch „Palmenhof-Käse“ (mit der Palme!) der erstaunten Welt im Blumenauer Thal zu zeigen, welcher neuer Aufschwung am oberen Itajahy, am „Nordarm“, sich vorbereitet. Die alten Blumenauer Kolonisten sind nämlich in großer Verlegenheit; ihr bester Export-Artikel, die Butter, ist nämlich mißkreditiert und hat sehr niedrigen Preis für hier (1 Mil 300 das Kilo, früher 3 Milr.); jetzt suchen sie krampfhaft nach einem neuen Produkt, Baumwolle, Tabak, Käse. Ich bin überzeugt, daß mit einem guten Käse ein Geschäft zu machen ist und werde Werner deshalb sobald wie möglich zum Oberkäser machen. Außer Gramma habe ich in der Pflanzung stehen: Taja (kolocasia esculenta), Mipim, Maniof, aus dem Farinha (Mehl) gemacht wird, Futter- und Zuckerrohr; 6 Bananenstauden regen bereits ihre mächtigen Blätter; die Palmen, die den ganzen Flußrand in wunderschöner Weise geziert hatten, die aber der praktische barbarische Vorgänger alle abgehauen hatte, treiben nun, ja wachsen allenthalben wie lästiges Unkraut. Die 160 Kaffeebäume, die ein Dornröschen-Dasein unter Wucherpflanzen aller Art führten, habe ich etwas mehr ans Licht gearbeitet und hoffe, daß sie mir diesen Liebesdienst durch ein kräftiges Wachstum vergüten.

Jetzt geht die große Pflanzzeit an, in der wir in den Boden bringen werden, so viel er Raum hat und wir die Zeit haben. Der Zeitfaden von Leyser („Kolonistenleben“) kommt uns sehr zu statten; man ist nicht ganz auf die Erfahrung der Nachbarn angewiesen, von denen oft der rechts das Gegenteil behauptet von dem, was der linke sagt. Mekger richtet sich unterdessen in der Hütte, die wir antrafen, häuslich ein und hat einen Küchenschuppen daneben gebaut. „Alles schief“ würde der Baron sagen. Was man im Handwerk drüben lernt, namentlich im Holz, das kommt hier außerordentlich zu statten. Meinem Geflügel-Wart- Herzen konnte ich noch nicht recht die Zügel schießen lassen. Hühner kann ich noch nicht halten, weil wir noch keinen größeren Haus- und Hofplatz haben; in die Pflanzung aber kann man sie nicht gehen lassen. Doch werde ich noch in dieser Woche einen Entenstall bauen und Enten anschaffen. Dieses ganze Selbst-

wirtschafts-Leben hat etwas ungemein Anziehendes und Reizendes, zumal in dieser landschaftlichen Umgebung und in so starker Gesellschaft, daß man auf sich selber steht, auf die andern wenig angewiesen ist und es mit dem Umgang halten kann wie man will. Ich glaube, daß Kolonialschüler, welche noch ein praktisches Jahr durchmachen wollen, hier sehr viel lernen und profitieren können, teils in erster Anwendung erlernter Fähigkeiten und Kenntnisse und deren Vervollkommnung, teils in Hinzulernung von Neuem, bisher nicht Geübtem. Ich nehme sie auf als Praktikanten gegen eine Jahresvergütung von 400 Mk. Teurer oder billiger, je nachdem ihre Arbeitskraft, =Zeit oder =Luft ist. Wenn es sich einer leisten kann, so hielt ich es für eine vorzügliche Bildungstour, hier in Südbrasilien erst 1 Jahr oder nur $\frac{1}{2}$ Jahr sich einzuleben und zugleich portugiesisch zu lernen, dann die Kaffeeplantagen von Sao Paula, die Tabak- und Zuckerkulturen von Bahia etc. zu besuchen. — Will einer herüberkommen, so soll er von eisernen Geräten so viel wie möglich mitnehmen; für mich habe ich folgende Wünsche: „Siegerts Naturheilverfahren“ und „Die Botanischen Wanderungen in Brasilien“ sind mir leider auf dem Schiff gestohlen worden; ferner „Kärger, Brasilianische Wirtschaftsbilder, Berlin 1889“, „H. Gerhardt, 3 Musterkolonien“; schade ist, daß ich die Instrumente für Wetterbeobachtung nicht erhielt; ich möchte wenigstens die Listen zu den Einträgen (andere Bücher, Forts. Semler etc., habe ich schon geschrieben); weiter eine Futterschneidmaschine, Schrotmühle, Eisenteil eines Schubkarrens, Erbsentüll (statt Moskito-netz); die genannten letzten Stücke sind aber als Passagier-Gepäck mitzubringen. Hanseaten werden nämlich im Zoll sehr gut behandelt. Zum Maßstab der Preise führe ich an, daß ein breitrandiger Filzhut, etwa Schutztrümpfer, 15—20 Mskr. (1 Mskr. = 5 Mk.) kostet; eine kleine Gießkanne kostet mich heute 8 Mskr. Jede Art von Kessel und Geschirr, von Kupfer, Eisen und Emaille ist mitzunehmen, groß und klein, da hier sehr teuer; was man nicht braucht, verkauft man wieder gut. Meine Büchse für 45 Mk. könnte ich gut um 100 Mskr. verkaufen. Ferner jede Art von Draht und Drahtgeflecht, Thüranschlüsse, bis hinauf auf die Nägel. — Das für Photographie Nötige, in Patronen, nicht zu vergessen! — Sönedens Briefordner! Kurz, was an Freigepäck mitzuführen ist, $\frac{1}{2}$ cbm, gut bemessen, lieber noch mehr, wenn auch etwas aufgezahlt werden muß, ist bis zum letzten cbcm auszufüllen ev. durch letzte Einkäufe in Hamburg. Für Hanseaten wird ja alles Gepäck bis hierher von San Francisco aus frei mitbefördert. Metzger hat leider Porzellan, Koch- und Küchengeschirr zum größeren Teil nicht von Wikenhausen mitgenommen, sondern erst von Blumenau, wo ich eine große Rechnung dafür zu bezahlen hatte. Es kann also künftig jedem Anfragenden der Rat gegeben werden, mitzunehmen, was irgend geht. Auf der Seereise geht am wenigsten zu Grunde; am meisten auf dem Landwege Blumenau=Hammonia.

Hätte ich nur auch meine Matratze mitgenommen, Frau Direktor fand sie zwar ziemlich hart, aber gegenüber dem Schiffsseetangsaß, auf dem ich noch immer liege, wäre sie himmlisch weich. Ueberhaupt wäre Mitnahme einer eisernen Bettstelle sehr vernünftig, nur hat man in den ersten Hütten kaum Platz zum Stellen.

Ich weiß nicht mehr, ob ich es schon geschrieben habe, daß Hfr. Faulhaber sehr auf Nachricht von Ihnen wartet, wegen eines passenden deutschen Arztes in Blumenau. Wie geht es denn im Hauptverein weiter?! Bin gespannt auf Nachricht von Faulhaber! Spezielle Grüße an ihn!

Aus der Liste des unliebsam Geschehenen hebe ich hervor: Die Mäuse haben sich in meiner Havelock-Tasche ein Nest zurecht gemacht und ein recht nettes Loch in den Stoff gefressen. Sämtliche Knöpfe daran, sowie an daneben hängenden Rock und Hosen, soweit Knöpfe von Horn, sind ebenfalls radikal weggefrissen. Glücklicherweise haben sie die neuesten Hosen verschont und nur das Taschentuch darin zerfressen. — Alle Ledersachen, aber auch Kleider schimmeln leicht und rasch und muß man ständig nachsehen und reinigen. — An dem von Meister Jäger gekauften großen Koffer bin ich sehr froh; er hält sich gut, ist praktisch, hält die Sachen rein, trocken und ungezieferfrei.

In der Chronik von Hammonia war wichtiges Ereignis der 18. Juli, an dem der in der Nähe hier im Wald thätige Ingenieur Denß, der tags zuvor hierher unwohl getragen wurde, rasch verstarb. Tags darauf haben wir ihn begraben und hielt ich ihm die Leichenrede. Es war dies mein erstes Auftreten nach außen im geistlichen Sinne. Viel religiöse Bedürfnisse haben die Kolonisten nicht. Der Pfarrer von Indayal-Warnow kommt im Jahr zwei Mal her und war zum ersten Mal kurz vor meinem Eintreffen hier gewesen. Ich mag in diesen Dingen keine Treiberei. Das Beispiel eines christlichen geordneten Haushalts geben wir. Von den deutschen Neu-Einwanderern sind ja der größere Teil Sozialdemokraten und dementsprechend religiös gestimmt. Auf nächsten Sonntag habe ich eine Kolonisten-Versammlung veranlaßt zum Zwecke der Gründung eines Schulvereins. Die Gesellschaft will im Schuppen ein Lokal herrichten lassen und 20 Mskr. pro Monat zum Gehalt beitragen. Ich glaube, daß die Kolonistenväter recht gern bereit sind, die Schule anfangen zu lassen, aber wenn es ans Bezahlen geht, zahlt keiner etwas für seine Kinder. Baargeld ist hier sehr rar; Metallgeld giebt es überhaupt nicht. Der angenehmste Ankömmling hier wäre für die meisten der, welcher einen großen Saß mit Geld mitbringt und ihn möglichst dumm vorausgibt. Arbeitskräfte wären hier für 3 Mskr. pro Tag viele zu haben; ich habe für Noça-Schlagen, Hausbau zc. schon verschiedene Angebote bekommen. Die Lebensmittel sind hier oben teurer als unten, da das meiste erst herauf geführt werden muß. Wir haben uns im letzten Monat um 1 Mskr. die Person laut Haushaltsrechnung verköstigt; dabei giebt's mittags nur schwarze

Bohnen mit Speck. Abendessen ist reichhaltiger, frisches oder getrocknetes (secca) Fleisch, Reis, Kohl, Bataten, Apim 2c. und Mate; Frühstück Kaffee und Maisbrot; nach Tisch als Getränk ebenfalls Kaffee oder Mate. Der Herva-Mate schmeckt uns allen sehr und ist namentlich abends sehr angenehm, da er erwärmend wirkt und nicht aufregt. Ich halte ihn für ein passendes, der weiteren Empfehlung werthes Kolonial-Getränk. Wenn wir nicht zu müde sind, halten wir Sonnabend abends Gesellschafts-Abend mit je einer Flasche Bier, die man hier um 300 Reis, also etwa 30 Pfg., kauft. Orangenwein als Limonade macht sich ausgezeichnet; für sich allein ist er nur wie ein Madeira oder Liqueur zu genießen; ist übrigens teuer, Flasche 800 Reis.

Wie viel es wert ist, wenn die Herren Kulturpioniere zuvor an stramme Ordnung in Haus und Hof, in Arbeit auf Feld und Werkstatt gewöhnt sind, lerne ich täglich schätzen, weil es meine drei Leute darin oft sehr fehlen lassen und etwas schwer in diesem Punkte begreifen. Ich kann nur versichern, daß auf Stubenordnung und samstägliches Hof- 2c. Kehren nicht genug gesehen werden kann. Wer in solchen Dingen nicht Ordnungssinn im Leibe hat, der läßt unter den erschwerten Umständen draußen 5 zu sehr gerade sein. Wenn ich das schreibe, so will das wohl etwas sagen. —

Herrn Dr. Kapff bitte ich zu sagen, daß er in Palmenhof erst alle seine Ideale erfüllt sehen kann und wenn ihm Lindenhof nicht mehr paßt, so soll er herüberkommen. Hier kann in und nach der Natur erzogen werden. Hier können Touren gemacht werden. Neulich war ich am Zusammenfluß von Hercilio und Itajahy-Missu, 2tägige Tour, am Zusammenfluß übernachtet, am Feuer, auf ein paar Palmitenwedeln liegend. Dann war ich am Indos oben, Nebenfluß des Hercilio von rechts, bis wohin eine Pfade geht, und fuhr mit Kanoe den Fluß herab; über einen Salto nach dem andern mußten die Kanoes gezogen werden. — Wasserschwein geschossen! — Ueber diese Tour schreibe ich etwas für den „Guten Kameraden“. Photographie von meiner Kolonie kann ich noch nicht schicken, da ich kein Tonfirirbad habe; folgen das nächste Mal. Gesundheit gut; nur einige Akklimatisations-
beulen am Fuße. Mit bestem Gruß an alle

Ihr ergebener

Dr. Aldinger.